



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

c: Goethe und Frankfurtmain

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

vermag, wo seine Überzeugung auf Schlussfolgerungen, auf Indizien beruht, da mag er davon ausgehn, daß er sich irren kann. Er mag die für die Unschuld des Angeklagten sprechenden Punkte zusammenstellen und sagen: „Meiner persönlichen Überzeugung von der Schuld oder Unschuld des Angeklagten Ausdruck zu geben, habe ich keinen Anlaß, ich bitte das, was ich gesagt habe, bei Prüfung der Schuldfrage zu berücksichtigen.“ Glaubt aber der Verteidiger den vollen positiven Beweis für die Thäterschaft des Angeklagten in den Händen zu haben, so darf er über die Schuldfrage überhaupt nicht sprechen. Er muß sich begnügen, die Punkte zusammenzustellen, die für eine milde Beurteilung des Falles in Betracht kommen.

Nur so wird meines Erachtens der Verteidiger der doppelten Aufgabe gerecht, die ihm die Strafprozeßordnung zuweist, Helfer zu sein bei der Ermittlung der Wahrheit und Vertreter der Interessen des Angeklagten.

Flensburg

J. Elvers



Goethe und Frankfurtmain



Am 28. August 1899 kam ich zu Frankfurtmain, wie die dortigen Börslaner ihre Stadt billigerer Telegramme wegen nennen, in einen Charcutierladen. Im Schaufenster, wo sonst ein Schweinskopf steht, stand eine Büste Goethes, mit Lorbeer, aber ohne Zitrone; ich fragte, durch diesen Ausdruck der Goetheverehrung zu solcher Frage ermutigt, die Inhaberin des Ladens, was sie eigentlich von Goethe und der Feier seines hundertfünfzigsten Geburtstags halte, und sie antwortete mir: „Es mecht schon was aus. Manche Kunne have Vogirbesuch; annere, wo der Zug vorbeikemmt, gew e Gawelfrishtick; ich bin zufridde.“

Man spotte nicht über eine solche Beurteilung des großen Mannes; es ist ja natürlich, daß jeder ein Fest in der ihm eigentümlichen Weise begeht. So feiern die Juden die Geburt des Heilands durch Weihnachtsausverkäufe, und die Frankfurter die Geburt Goethes durch Essen. Denn jeder Kenner der dortigen Verhältnisse weiß, daß das Essen im geistigen Leben dieser Stadt eine ganz besondrer Rolle spielt. Am 10. Juni 1781 schrieb Goethe an Bürger: „Zu Frankfurt war ich zwar acht Tage, da der Ort selbst mir aber nicht behagte und ich bei Leuten, die sich nur auf Fressen, Saufen und Kartenspiel verstein, nicht ausdauern konnte“ usw. Dieses etwas starke Urteil trifft, wenigstens heutzutage, nicht durchaus zu; von Verständnis für Kartenspiel, das viel Nachdenken erfordert, konnte ich bei längerem Aufenthalt in Frankfurt nichts entdecken; auch das Verständnis für das Trinken habe ich anderorts, zum Beispiel am Rhein, viel höher entwickelt gefunden; aber das Verständnis

oder genauer gesagt das Interesse für das Essen scheint allerdings dem normalen wohlhabenden Frankfurter eigen zu sein. Und nur von dem normalen Einwohner kann natürlich bei einer allgemeinen Charakteristik die Rede sein; es ist Sache ungebildeter Geister, einen ganzen Volksstamm, einen ganzen Stand und so weiter in einen Topf zu werfen; bei einer allgemeinen Charakteristik können nur Eigenschaften in Betracht gezogen werden, die bei einer verhältnismäßig großen Anzahl von Individuen typisch wiederkehren.

Eine solche Eigenschaft ist in Frankfurt das viele Essen. (Vom Prozen der Frankfurter Börsenkreise mit Geld, geschmacklosen aber teuren Toiletten wollen wir nicht reden, da es ja weltbekannt ist.) Das Essen erzeugt nicht die Bierbäuche, die man in München so häufig sieht, sondern ein mittleres Embonpoint, das auf gute Verhältnisse und wenig Sorgen hindeutet und insofern Geschäftsleuten zur Erhaltung des Kredits dienlich ist. Es erzeugt bei Herren und Damen eine große Sefthaftigkeit, und mit dieser dürfte die Vorliebe der Frankfurter für Musik und Ballett zusammenhängen; das sind Künste, die man so nach dem Essen im Sitzen, ohne seinen Kopf anzustrengen, genießen kann, während z. B. die Malerei Stehn, wenn nicht gar Herumgehn erfordert. Bei größerm Interesse für die bildende Kunst würde Frankfurt als die reichste Stadt Süddeutschlands das Hauptabsatzgebiet für die süddeutschen Künstler sein. Die Bewohner dieser Stadt sagen indessen mit Alkinous, dem Könige der Phäaken:

Auch ist immer der Schmaus uns lieb, und die Laut' und der Reihntanz,
Und oft wechselnder Schmuck, und ein wärmendes Bad, und ein Ruhbett.

Dies alles hatte schon Goethes Mutter mit ihrem offenen Blick erkannt. Am 15. Februar 1798 schreibt sie an Christiane, indem sie um Zusendung guter Bücher bittet: „Wir haben hir das Thirische Leben betrefendt an nichts mangel — aber dem Geist geht es wie Adonia dem Königs Sohn im Alten Testament — von dem geschrieben steht wie wirst du so mager du Königs Sohn.“ Und am 22. März 1802 an dieselbe: „Den meisten meiner Landsleute ist der Bauch ihr Gott — wahre Hippeltdanze — vor das Geld ihrer Gastereyen könnte die größte Mahler und Zeichnungs Academie unterhalten werden — und diese Bachanalien sehen der Langeweile so ähnlich, wie ein Tropfen Wasser dem andern. Genung von diesem elenden Geschlecht.“

Auch Goethe äußert sich, wo er nicht von einzelnen Frankfurtern, sondern von ihrer Gesamtheit spricht, über seine Landsleute ohne Enthusiasmus. Da sich um das Verhältnis Goethes zu den Frankfurtern eine Art Mythe gesponnen hat, und da, soweit ich sehe, seine Äußerungen in den zahlreichen Festsartikeln des Jahres 1899 nicht angeführt worden sind, wollen wir sie hier nun nachträglich zusammenstellen. Hingegen sind die Anregungen, die Goethe der Lage und der Geschichte seiner Geburtsstadt verdankt, unzähligemal hervorgehoben worden und sicherlich jedem Leser zur Genüge bekannt.

Eine Äußerung aus sehr früher Zeit, nämlich vom 27. Oktober 1768,

hat uns ein französischer Brief von Goethes Schwester Cornelia aufbewahrt: Mon frère . . . commença à se plaindre de notre ville, du peu de goût qui y regnait, de nos citoyens stupides et enfin il s'emancipa que nos demoiselles n'étaient pas supportables. In demselben Sinne schreibt Goethe bald darauf, am 6. November 1768, aus Frankfurt an Friederike Dser in Leipzig:

Mit einem Mädchen hier zu Lande
Ist aber ein langweilig Spiel;
Zur Freundschaft fehlt's ihr am Verstande,
Zur Liebe fehlt's ihr am Gefühl.

Wie der Frau Rat drängte sich ihrem Sohn der Gegensatz zwischen der reichlichen Ernährung des Körpers und der mangelhaften des Geistes auf, wenn er in jener Zeit von der „Frankfurter Hungersnoth des guten Geschmacks“ spricht.

Auch ist der Boden Frankfurts den dortigen Neigungen günstig. Vorzügliche Gemüse und Früchte gedeihen in der Umgebung der Stadt, und die Sachsenhäuser liefern den Frankfurtern das Material für viele ihrer Stilleben. So waren es denn, als Goethe 1775 nach Weimar übersiedelte, einzig kulinarische Genüsse, die er in der neuen Heimat vermisse. Am 25. September 1784 schreibt er aus Weimar an Frau von Stein nach Rochberg: Que de raisins ne t'enverrais-je pas, si nous étions sur le bord du Mein, et je n'ai d'autre Heimweh que pour pouvoir te faire part de tout ce que notre sol natal a de bon et d'agréable.

Die geringe Neigung Goethes für seine Landsleute beruhte auf Gegenseitigkeit; sie übten früh an ihm die von ihnen neben, oft während der Musik geübte Kunst nicht böshaften — denn dazu gehört Geist — aber böswilligen Klatsches, für den es dort förmliche Bureaus der Espritlosigkeit gab. Am 19. Januar 1776 schreibt Merck an Nicolai über Goethe: „Ein Buch ließe sich von allen dem Thörichten und Bösen schreiben, was seine Landsleute selbst in Frankfurt und drei Meilen von da mir selbst als Geheimnisse anvertraut haben, die wenn sie wahr wären, ihn seines Bürgerrechts verlustig und vogelfrey erklärten, wovon aber Gottlob! kein Wort wahr ist.“ Was sie sich von Goethe erzählt haben mögen? Wohl etwa das, was von Wilhelm Meister seine Landsleute sich erzählen: er lebe mit einem liederlichen jungen Edelmann, führe ihm Schauspielerinnen zu, helfe ihm sein Geld durchbringen und sei schuld, daß er mit seinen sämtlichen Anverwandten gespannt sei.

Dabei gehörte Goethe ja zu den Bevorzugten. Er hat die Frankfurter Wirtschaft mit ihrem zweierlei Recht für Einheimische und für Fremde, Hohe und Niedere im fünften Buch von Dichtung und Wahrheit geschildert; an seinem Freunde Klingers hatte er das Beispiel eines Frankfurters aus den untern Ständen vor Augen; Goethen freilich und seine Mutter hat Klingers Abkunft nicht geniert. Am 12. Juni 1777 trat der Sohn des Frankfurter Konstablers vor das Publikum seiner Vaterstadt; sein „Sturm und Drang,“ das jener ganzen Zeit späterhin den Namen gab, wurde durch die berühmte Seylersche

Gesellschaft aufgeführt — vor leeren Bänken. Die Landsleute Klingers, die ihm am nächsten gestanden hatten, Goethe und Kayser, waren fern; die Stadt sei so leer, klagt Klingers liebe Schwester Agnes in einem Briefe, den die Grenzboten 1870 (IV, 462 f.) veröffentlicht haben, nachdem ihr Bruder und seine Freunde fort seien; sie finde niemand, mit dem sie verkehren möchte. Während die schweizerischen, die schwäbischen, die niederdeutschen Dichter fest mit dem heimischen Volkscharakter verwachsen sind, lösten sich Goethe und die ihm nachstrebenden Freunde Frankfurter Herkunft immer mehr vom heimischen Boden ab. Damals, 1777, soll sich Klinger, der armen Mutter wegen, um eine städtische Anstellung in Frankfurt beworben, aber, nach einer Familienüberlieferung, eine „verlegend frostige Aufnahme bei den Hochvermögenden gefunden haben.“ In einem etwas größeren Staatswesen, in Rußland, fand Klinger bekanntlich späterhin Verwendung und rückte bis zu den höchsten Ehrenstellen auf. Er hatte den eifrigen Wunsch, die Seinen von Frankfurt wegbringen zu können, und hat den Frankfurtern in seinem Faust, der teilweise in einer Reichsstadt spielt, ein Denkmal gesetzt. (Er verwahrt sich übrigens gegen den Verdacht, daß er jetzt Lebende habe beleidigen wollen, welcher Verwahrung wir uns gern anschließen.) Faust und Leviathan machen einen Gang durch die Stadt „aber sie fanden die Leute so flach und albern“; indessen wird Leviathan als großer Herr aufs beste behandelt, und da er dem Bürgermeister ein Adelsdiplom verschafft, ist dieser zu großen Konzessionen in Bezug auf seine Frau erbötig. „Ängstlich fühlt der Reichstädter, und ängstlich fährt er zur Hölle; hier ist keine Ernte für den Mann von Geist,“ sagt der Teufel.

Goethe hat sich bei Schillers Tod über die Frankfurter und über Gedenkfeiern so geäußert, daß man meint, sein Urteil über die Frankfurter Goethefeier des Jahres 1899 zu vernehmen. Am 1. Juni 1805 schreibt er an Zelter, die Menschen suchten sich aus jedem Verlust wieder einen Spaß herauszubilden; die Frankfurter hatten sich diesen Spaß nach Schillers Tode durch eine Gedenkfeier zu bereiten gesucht, über die Goethe am 19. Juni an Zelter berichtet: „Das Frankfurter=Absurdum lege ich bei. Man setzt in die Zeitung: er sei nicht reich gestorben, habe vier Kinder hinterlassen und gewährt dem lieben Publikum einen freien Eintritt zu einer Totenfeier! — Pfaffen und Mönche wissen die Totenfeier ihrer Heiligen besser zum Vorteil der Lebenden zu benutzen. Das tiefe Gefühl des Verlustes gehört den Freunden als ein Vorrecht. Die Herren Frankfurter, die sonst nichts als das Geld zu schätzen wissen, hätten besser gethan, ihren Anteil realiter auszudrücken, da sie, unter uns gesagt, dem Lebenden Trefflichen, der es sich sauer genug werden ließ, niemals ein Manuskript honoriert haben, sondern immer warteten, bis sie das gedruckte Stück für zwölf Groschen haben konnten.“

Zu der Zeit, wo Goethe an den Bemühungen der Brüder Voissérée um die deutsche Baukunst thätigen Anteil nahm, wollte er, gerade soweit sich diese Bemühungen auf Frankfurt bezogen, nichts von ihnen wissen; sodasß Sulpiz Voissérée, als er 1815 mit Goethe in Frankfurt weilte, in sein Tagebuch

schrieb: „Er gab allem seinen Beifall, wir sind überhaupt einig. Nur wegen der Frankfurter Angelegenheiten, Bibliothekbau u. dergl. scheut er sich ins einzelne gezogen zu werden; er hat überhaupt ein großes Vorurtheil gegen den freistädtischen Staat.“

Dieses Vorurtheil äußerte sich auch darin, daß er nach der Mutter Tode suchte, des Frankfurter Bürgerrechts ledig zu werden. Man hat als Grund die finanziellen Opfer angeführt, die die Zugehörigkeit zur Frankfurter Bürgerschaft forderte; diese Erwägung mag mitgesprochen haben, aber Goethe war nicht der Mann, eine ihm wertvoll erscheinende Verbindung finanziellen Rücksichten aufzuopfern. Im Jahre 1812 hatte Goethes Sohn an Schlosser die Anfrage gerichtet, wie das bürgerliche Verhältniß seines Vaters zu Frankfurt am leichtesten gelöst werden könnte; damals war der Fürst-Primas Karl von Dalberg Großherzog von Frankfurt und erachtete es als schicklich, die bedeutenden Abzugsgelder (ein Siebentel des Vermögens), die Goethe im Falle seines Austritts aus dem Frankfurter Bürgerverbande zu zahlen hatte, auf seine eigne Kasse zu übernehmen und außerdem dem Scheidenden zu Ehren eine Medaille prägen zu lassen. Bevor Dalberg aber diese Absichten ausführen konnte, verlor er durch die Ereignisse des Jahres 1813 sein Großherzogtum. Die deutsche Bundesakte vom Jahre 1815 sprach die Freizügigkeit für die deutschen Bundesstaaten aus, und am 19. Juli 1816 wurde diese Bestimmung in Frankfurt eingeführt. Im nächsten Jahre beauftragte nun Goethe einen Frankfurter Advokaten mit der Lösung seines bürgerlichen Verhältnisses; der Anwalt machte die erforderliche Eingabe an den Senat, und es wurde vom Engern Rat bestimmt, daß zu prüfen sei, ob Goethe seine Verpflichtungen gegen die Stadt erfüllt habe. Die Prüfung ergab, daß Goethe seine Steuern richtig bezahlt hatte, und insofgedessen wurde der Name Goethe im Bürgerbuch getilgt mit der Bemerkung, daß für diese Tilgung 30 Kreuzer im Stadtkanzleiaccidentienbuche verrechnet seien. Nach dem Austritt aus dem Frankfurter Bürgerverbande hatte der Dichter noch einmal mit dem Senat seiner Vaterstadt zu thun; er hatte nämlich von seiner Mutter eine Hypothek auf ein Haus geerbt, das im Jahre 1818 zwangsweise versteigert wurde und Goethen zufiel; als Goethe auf diesem Hause einen Insaß belassen wollte, verbot dies der Senat, da nur Frankfurter Bürger Insätze auf Frankfurter Häuser haben dürften; man ging zwar von dieser Bestimmung bei andern Fremden ohne weiteres ab, jedoch sollen das, wie neuerdings behauptet wird, immer solche Fremde gewesen sein, die die Absicht hatten, in Frankfurt zuzuziehen. Außerdem ordnete bei dieser Gelegenheit der Senat Nachforschungen darüber an, ob Goethe nicht etwa Hypotheken von früher her in Frankfurt habe; die Untersuchung ergab, daß es nicht der Fall war, Goethe verkaufte sein Recht zur Hypothek auf das ihm zugefallne Haus mit Verlust, und hiermit war er aller Beziehungen zu seiner Vaterstadt ledig. Soweit wir sehen, hat er sich über die ihm zu teil gewordne Behandlung gegen niemand geäußert. Als im Jahre 1829, vier Wochen nach Goethes achtzigstem Geburtstag,

Marianne von Willemer, deren Schwiegersohn damals Bürgermeister in Frankfurt war, den Dichter fragte, ob er zur Annahme der Ehrenbürgerwürde seiner Vaterstadt bereit sei, lehnte er kurz ab.

Am 28. August 1819, Goethes siebenzigstem Geburtstag, waren Sulpiz Boisserée und Thorwaldsen in Frankfurt und feierten den Tag mit dortigen Verehrern des Dichters. Boisserée gab die Anregung zu einem Goethedenkmal in Frankfurt in Form eines Tempels, den Thorwaldsen mit Reliefs zu schmücken unternahm, und worin eine Büste Goethes von Dannecker aufgestellt werden sollte. Goethe wurde von dieser beabsichtigten Ehre unterrichtet, erklärte sich bereit, Dannecker, und als dieser verhindert war, Rauch zu sitzen. So modellierte denn Rauch im August 1820 zu Jena eine Büste von Goethe; im Juni 1824 kam er nach Weimar, um nochmals eine Skizze nach der Natur zu modellieren. Aber die Weimarer Kunstfreunde hatten künstlerisch-technische Bedenken gegen den geplanten Tempel; in der nächsten Sitzung des Frankfurter Komitees scheint es den armen Weimaranern übel ergangen zu sein; sogar der Bankier Simon Moritz von Bethmann, der, wie wir gleich sehen werden, ein wirklicher Verehrer Goethes gewesen zu sein scheint, schrieb an Boisserée, man könne von den Frankfurtern nicht erwarten, daß sie Goethen, der sein Bürgerrecht so leicht hingegeben habe, aus eignen Mitteln ein Monument setzten; das vaterstädtische Interesse für Goethe sei „rein erloschen.“ Als der Bericht über die Sitzung nach Weimar gelangte, sprach Oberbaudirektor Coudray in einem Brief an Kanzler von Müller den „sehnlichen Wunsch“ aus, „daß unser hochverehrtester Goethe von dieser Verhandlung nie etwas erfahren möge.“ Die Angelegenheit wäre völlig eingeschlafen, da weder der Denkmalsverein noch der Magistrat wirkliches Interesse dafür hatten, wenn nicht Simon Moritz von Bethmann, der Namens des Vereins das Denkmal schon bei Rauch bestellt hatte, am 7. November 1825 dem Künstler erklärt hätte, die Kosten (5000 Thaler) persönlich tragen zu wollen; aber Bethmann starb am 28. Dezember 1826, seine Erben betrachteten sich, wie es scheint, durch den mit Rauch geschlossenen Vertrag nicht als gebunden, der Denkmalsverein war zwar nicht aufgelöst, aber endgiltig eingeschlafen, und so endete die Denkmalsangelegenheit, mit der man den greisen Dichter, Rauch — der vier Modelle ausgeführt hatte — und die andern Teilnehmenden so vielfach behelligt, in Spannung gehalten, auch erfreut und schließlich gründlich enttäuscht hatte, ebenso wie die mit dem Bürgerrecht. Posthumen Ehrungen eines großen Mannes messen wir einen geringen Wert bei; einen um so geringern, wenn dabei das Bestreben bemerkbar ist, sich selber „einen Spaß herauszubilden.“ Als es späterhin zur Errichtung eines Standbilds gekommen war, fand Friedrich Hebbel, daß das Goethedenkmal zu Frankfurt am Main „in das Börsentreiben der christlichen und hebräischen Juden hineinblickt, wie in Italien die antike Statue in den Ziegen- und Eselstall.“

Ach, wer eure Verehrung nicht kennt!
 Euch, nicht uns setzt ihr Monumente.

Wie konnte dieser Mann in dieser Stadt geboren werden? so wird jedoch nur der fragen, der eine naive Vorstellung von dem Zusammenhang des Genies mit seinem Geburtsort hat. Die wohlriechendsten Blumen gedeihen auf einem Boden, der durchaus nicht wohlriechend ist. Nur in Goethes Bilderreichtum vermögen wir einen Einfluß der vaterstädtischen Bevölkerung zu erkennen, wenngleich natürlich die Bilder Goethes andrer Art sind wie die der Frankfurter, die mit Vorliebe Worscht, Handkäs, Worschtzippel und dergleichen zum Vergleich heranziehn.

Es wäre ferner ungerecht, sich folgender Betrachtung zu verschließen. Goethe entwuchs der Frankfurter Nationalphysiognomie, soweit er je etwas davon gehabt hatte, immer mehr; wir glauben diese Physiognomie, auch äußerlich, zu kennen, denn wir erkennen überall den Frankfurter, auch bevor wir seinen melodischen Dialekt vernehmen, am Gesicht, an Zügen, die fast allen Frankfurtern, Juden und Christen, gemeinsam sind, an einer gewissen Verschwonnenheit der Konturen; auf den Porträts von Goethe finden wir die Frankfurter Nationalphysiognomie deutlich ausgesprochen nur einmal; in dem Jugendbildnis nämlich aus dem Jahre 1764, also aus der Zeit, bevor Goethe zum erstenmal die Geburtsstadt für länger verließ, um nach Leipzig zu gehn. Vielleicht ist noch etwas Lokalcharakter in dem berühmten Bilde aus dem Jahre 1779 zu finden; doch mag hier der Eindruck auf die Haartracht zurückzuführen sein, die einem Kopf für unser Empfinden leicht etwas Weibisches verleiht. Wir sagten, Goethe sei dem Frankfurter Element immer mehr entwachsen; da ist es billig, zu sagen, daß er voraussichtlich im Alter jedem andern Lokalcharakter gleichfalls entwachsen wäre. Er erhob sich im Alter zu einer Objektivität, die den meisten Menschen immer unverständlich bleiben wird; er wurde ein Weiser, der Religionen und Nationalitäten, Kunst und Litteratur mit Selbstentäußerung an sich vorüberziehen ließ, überall das Unvergängliche suchend. Er war in dieser Zeit weder Weimaraner noch Frankfurter. Aber das muß man sagen: am meisten widerstrebte damals seiner Geistesrichtung die Geistesrichtung von zweien unter den deutschen Städten, nämlich von Berlin und von Frankfurt. An Berlin war ihm der platte Rationalismus und die hastige Unverschämtheit, an Frankfurt die sich als Würde gebende Satttheit, der Reichtum mit Vornehmheit verwechselnde Geschäftsgeist verhaßt.

Dieser scheint schon immer dort geherrscht zu haben. In Köln trugen die Festlichkeiten früherer Zeit einen geistlichen, in Nürnberg einen künstlerischen, in Frankfurt einen kulinarischen Charakter, und ihr Programm glich hier vielfach einer Speisekarte. Die Kaiserkrönungen zu Frankfurt haben in der Kunstgeschichte nicht Epoche gemacht, wie es an andern Orten der Fall gewesen wäre; sie gipfelten in Ochsenbratereien, Ausströmen von Wein und Verschenken von Geld. Zur Krönung Kaiser Leopolds II. im Jahre 1790, ein Jahr vor seinem Tode also, kam Mozart nach Frankfurt, in der trügerischen Hoffnung, dort viel Geld zu verdienen, und gab ein infolge widriger Um-

stände schlecht besuchtes Konzert. Damals schrieb er von dort aus: „Es ist alles Prahlerei, was man von den Reichsstädten macht — berühmt, bewundert und beliebt bin ich hier gewiß; übrigens sind die Leute aber hier noch mehr Pfennig-Fuchser als in Wien.“

Als Hegel eine Hauslehrerstelle bei dem Frankfurter Kaufmann Vogel angeboten war, schrieb ihm sein Freund Hölderlin am 24. Oktober 1796: „Du wirst an Herrn und Frau Vogel anspruchslöse, unbefangne, vernünftige Menschen finden, die, so viel sie Beruf zum geselligen Leben haben, durch ihre Sozialität und ihren Reichtum, doch größtentheils sich selbst leben, weil sie und besonders die Frau mit den Frankfurter Gesellschaftsmenschen und ihrer Steifigkeit und Geist- und Herzensarmut nicht sich befassen und verunreinigen und ihre häusliche Freude verderben mögen. Glaube mir, durch das Letztere ist alles gesagt!“ Auch damals scheinen die Frankfurter Hautevoleurs den Beweis dafür erbracht zu haben, daß man steif und dabei unmanierlich, Formenmensch und dabei ohne Formen sein kann. In dieser Stadt hieß es damals wie heute: Wer Geld hat, der hat Bildung. Ganz kürzlich wurde uns die Äußerung eines kleinen Mädchens aus einer der vornehmsten Frankfurter Familien berichtet: „Mit Kindern, die im dritten Stock wohnen, verkehre ich nicht.“ Hölderlin war in seiner Stellung als Hofmeister im Gontardschen Hause (1795 bis 1798) genötigt, in den Kreisen zu verkehren, denen dieses kleine Mädchen angehört; seine hierbei gemachten Erfahrungen teilt er im April 1798 der Schwester mit: In Frankfurt sehe man „wenig echte Menschen ausgenommen, lauter ungeheure Karikaturen. Bei den meisten wirkt ihr Reichtum wie bei den Bauern neuer Wein; denn gerade so täppisch, schwindlig grob und übermütig sind sie.“ Trotz seiner Freundschaft mit der aus Hamburg stammenden Frau Gontard, seiner Liebe zu den Gontardschen Kindern und der für ihn beträchtlichen äußern Vorteile vermochte Hölderlin auf die Dauer die Frankfurter Gesellschaft nicht zu ertragen; als er nach Homburg vor der Höhe übergesiedelt war, wo er vom Hof und in der Gesellschaft aufs freundlichste aufgenommen wurde, gab er der Mutter in folgendem den Grund seines Weggangs von Frankfurt an: „Der unhöfliche Stolz, die gekliffentliche tägliche Herabwürdigung aller Wissenschaft und aller Bildung, die Äußerungen, daß die Hofmeister auch Bedienten wären, daß sie nichts besondres für sich fordern könnten, weil man sie für das bezahlte, was sie thäten usw., und manches andre, was man mir, weiß eben Ton in Frankfurt ist, so hinwarf.“ Besonders schweren Herzens hatte Hölderlin seinen Zögling, den einzigen Sohn des Gontardschen Ehepaares, in Frankfurt a. M. zurückgelassen, weshalb er später, im Jahre 1800, seine Freude darüber aussprach, daß der Knabe einem Erziehungsinstitut in Hanau anvertraut worden war: „Es ist recht gut für ihn, schrieb Hölderlin damals, daß er aus Frankfurt weg ist, wo jeder Tag seine wahrhaft edle Natur wo nicht verdarb, doch entstellte.“

Ähnliche Wünsche hegte der berühmte Geograph Karl Ritter, der gleichfalls jahrelang in einem vornehmen Frankfurter Hause, nämlich dem Holl-

weggehen, Hauslehrer gewesen ist. Die Kinder machen ihm Freude, aber er möchte sie an einen andern Ort versetzt sehen; zeitweiliger Aufenthalt in Soden im Taunus und in Oberrad erleichtern ihm das Erziehungswerk, aber zu dessen Vollendung hält er dauernde Übersiedlung an einen andern Ort für erforderlich und macht von der Erfüllung dieses Wunsches das Verbleiben in seiner Stellung abhängig. Anfang Mai 1804 schreibt er an seinen Stiefvater: „Ich bin nun schon fünf Jahre hier und habe mancherlei erfahren müssen, wovon ich mir sonst nichts träumen ließ. Vorzüglich gehören dahin die außerordentlichen Schwierigkeiten, die mit der Privaterziehung in dem Hause eines Millionärs in einer Kauf- und Handelsstadt unzertrennlich verbunden sind. Ich habe fürwahr alle meine Kräfte aufgeopfert und alle meine Neigungen mit den Pflichten meines Amts zu vereinigen gesucht, um etwas so vollkommenes als möglich zu bewirken, und ich sehe mich noch lange nicht an dem vorgesteckten Ziele, sehe auch, daß ich auf diesem Wege nicht leicht dahin gelangen werde. Meine Kinder haben manches Talent ausgebildet, und sie haben für ihr Alter gewiß Kenntnisse genug und einen gebildeten Verstand, aber ihr Körper und — ihr Herz, und also ihre Brauchbarkeit fürs Leben, ihr moralischer Mensch steht damit nicht in Harmonie, sie sind ganz unverdorben, aber rings um sie her sind so viel Klippen, daß es meiner Überzeugung nach unmöglich ist, ihr Schiffchen hindurchzubringen. Ich hatte mir fest vorgenommen, die Eltern dahin zu bringen, daß sie ihre Kinder von sich entfernen, oder wenn dies nicht gehn würde, selbst nach Jahr und Tag meine Stelle zu verlassen, weil es mir bei aller Herrlichkeit, die ich hier habe, doch nicht möglich wäre, den Hauptzweck meines Hierseins zu verfehlen, ohne mit mir selbst in Widerspruch zu stehn. Vielleicht scheint Ihnen meine Maßregel etwas hart, aber Sie würden mir ganz Recht geben, wenn Sie die Greuel sähen, die täglich unter unsern Augen sich ereignen, und die durch ihre äußere glänzende oder doch gleißende Form wie schleichendes Gift desto leichter und unvermerkt auf andre übergehn.“ Was ihn dermaßen gestört hatte? Darüber schrieb er 1806: „Das Gefühl der Bürgerfreiheit und Geldstolz, der Glaube, alle Mittel zur wahren Glückseligkeit in den Händen zu haben, hatte den Frankfurtern einen außerordentlichen Übermut eingebläht. Sie waren die ersten, ihre Macht die einzige; das Reich des Guten, des Wahren wurde nicht anerkannt, sondern nur das Nützliche, das Scheinbare berücksichtigt. Solange ich hier bin, stand ich in beständigem Kampfe gegen diese Richtung. Ich drang auf Abhärtung der Kinder, darauf, daß sie ihre Kräfte gebrauchen lernten, daß sie Kenntnisse sammeln und tüchtig arbeiten mußten, daß Zerstreuungen des Luxus, Veckereien, Schmeicheleien, der Glaube an die Goldberge ihrer Eltern ihnen nichts taugten, sie durchaus verderbten — aber sehr oft wurde ich nicht angehört, und die wenigsten meiner Vorschläge richtig und anwendbar befunden.“ Bedenken über ungünstige Beeinflussung der Kinder durch ihre Umgebung drängen sich wohl überhaupt in unserm Capua den höchststrebenden Familien und Erziehern auf; nette Kinder giebt es natürlich dort wie überall.

Es ist das dieselbe Stadt, in der Arthur Schopenhauer, dessen Pessimismus allerdings nur Boshafte auf seinen Aufenthalt in Frankfurt zurückführen können, jahrzehntlang als unbeachteter Privatgelehrter lebte, ohne daß auch nur einer seiner Mitbürger ihm angemerkt hätte, was für ein seltner Vogel er war. Malvida von Meysenbug erzählt in ihren Memoiren: „Wohl erinnere ich mich, in früher Jugend bei einem längern Aufenthalt in Frankfurt a. M. öfters einen kleinen Mann in einem grauen Mantel mit mehreren Kragen, damals Chenille genannt, gesehen zu haben, der am Mainquai, von einem Pudel gefolgt, zur bestimmten Stunde seinen täglichen Spaziergang machte. Ebenso erinnere ich mich, daß man mir gesagt hatte, dieser Mann sei Arthur Schopenhauer, der Sohn der Schriftstellerin gleichen Namens, und er sei ein völliger Narr. Besonders pflegte ein Bekannter von uns, damals Senator der freien Stadt Frankfurt, ein sehr angesehener Mann, der täglich mit jenem an der *table d'hôte* zu Mittag aß, über ihn zu spotten und Anecdoten zum Beweise seiner Narrheit aufzutischen.“ Erst in Schopenhauers letzten Jahren, als sich auch auswärts die Aufmerksamkeit auf ihn lenkte, haben drei, vier Frankfurter ihn beachtet. Dabei war er dankbar für jedes ihm bezeugte Interesse; man möchte sagen, in dieser Beziehung kindlich anspruchslos. Als ihm an einem seiner letzten Geburtstage sieben, ganze sieben Gratulationen zugegangen waren, sprach die Freude über dieses Ereignis aus allen seinen Briefen. Und nicht nur mit dem Kommiss, der ihn im Hause aufsuchte, auch mit jedem beliebigen Reisenden, der ihn an der *table d'hôte* im Englischen Hof manierlich ansprach, ließ er sich in ein Gespräch ein, und Mitglied des Frankfurter Bürgervereins war er, des Lesezimmers wegen, auch. Die Schätze, die bei ihm zu holen waren, interessierten jedoch die Frankfurter durchaus nicht. You, that way: we, this way.

Es ist das dieselbe Stadt, in der sich Gutkow durch das kaufmännische Progentum erdrückt fühlte. Als er 1846 in Dresden Dramaturg wurde, schrieb er von dort aus: „Wie anders das als in Frankfurt, wo der dümmste Kaufmann gegen mich den Vornehmen spielte, wo Herr von Bethmann es für eine Gnade hielt, einem armen Schriftsteller eine Einladung zu schicken! Lumpengesindel das! Generälen, Kammerherren, Hofmarschällen, Räten werd ich in den Gesellschaften vorgestellt, und die Frauen drängen sich, mit mir zu reden, Gräfinnen und Baroneffen. Ich lege darauf, wie du weißt, keinen großen Wert; aber dem Frankfurter Treiben gegenüber thut eine solche Anerkennung doch wohl.“ So fühlte sich Jean Paul von der Anmaßung der bürgerlichen Geldprozen viel mehr bedrückt, als von der des Adels und der Höfe seiner Zeit, weil diese in Bildung und Manieren auszeichnende Eigenschaften hatten; wie es denn auch in den Xenien heißt:

Aristokraten mögen noch gehn, ihr Stolz ist doch höflich;
Aber du löbliches Volk bist so voll Hochmut und grob.

Nirgends in Deutschland ist aber das verdienstlose Progentum so entwickelt wie bei den Leuten, die nach ihres großen Landsmannes Wort „nichts als

das Geld zu schätzen wissen.“ Bei Leuten, die hart um die Existenzmittel kämpfen, bei irgendwie geistig beschäftigten Menschen wird man gern Nachsicht üben, wenn sie die Form vernachlässigen; bei solchen hingegen, die nichts thun als leben, wird man verlangen, daß dieses Leben wenigstens in angenehmen, gewandten Formen, mit einer gewissen, in Goethes Leben und Werken so oft hervortretenden Grazie vor sich gehe. In der That wird man diese Forderung in lebenslustigen Kreisen so gut beim Bürgertum des Rheinlands wie beim Adel Norddeutschlands erfüllt finden; ja in manchen Kreisen, wie in den thüringischen, in die Goethe von Frankfurt aus versetzt wurde, ist das gesellige Leben durch höhere Bildung, durch geistvolle Konversation gehoben; noch heute findet man in Weimar und Jena Personen, die sich über den in jeder Stadt zu findenden Klatsch erheben und in gewandter Rede die Gegenstände höherer Kultur zu behandeln wissen, sodaß man sich im Umgang mit ihnen in die gesellschaftliche Sphäre der Wahlverwandtschaften und der Wanderjahre versetzt glaubt. Man lese diese Romane, man lese die Gespräche, die in Goethes Kreis zu Weimar und Jena geführt wurden, man vergleiche damit, was Frau Kat ihrem Sohn aus Frankfurt zu berichten hatte, und man wird verstehn, daß es für Goethe ein Ding der Unmöglichkeit gewesen wäre, auf die Dauer in dieser Stadt zu leben. Man besuche heute Weimar, Jena und Frankfurt. Es laufen natürlich auch in Weimar und Jena nicht lauter tiefe Goethekenner herum; aber die höhere Geselligkeit steht durchaus unter Goethes Einfluß; die Beschäftigung mit seinen Werken, mit den Gegenständen, die ihm besprechenswert erschienen, der formale Gewinn, der aus dem Studium Goethes für Schrift und Sprache erwächst, sie sind nicht wegzudenken aus der Konversation dieser thüringischen Städte. Wir haben aber auch in den untern Ständen Weimars Nachwirkungen der klassischen Zeit beobachten können, und wenn die Köchin des Frommannschen Hauses zu Jena, die einmal einige Wochen lang für Goethe gekocht hat, als alte Frau einen Unfall schildert, der ihr mit ihm begegnet ist, so bezeichnet sie das Wasser, das sie versehentlich über Goethe ausgeschüttet hat, als „das nasse Element,“ und wir dürfen in dieser Ausdruckweise einen Einfluß des begoffenen Dichters erkennen. Von irgendwelchen Einflüssen Goethes wird man in Frankfurt hingegen mit dem besten Willen nur bei ganz vereinzelt Ausnahmen etwas verspüren; es ist der Hort der Plutokratie; die demokratischen Mächte, die Geringschätzung der Standesunterschiede ist scheinbar; nur die gegenwärtigen Standesunterschiede sind dem reichen Frankfurter unsympathisch; wenn es nach ihm ginge, würde vor jedem einfachen Millionär der Posten präsentieren, vor jedem mehrfachen die Wache ins Gewehr treten. Nicht Stolz, der die Empfindung hat: Noblesse oblige, aber Hochmut ist dort zu Hause, von dem Marie von Ebner-Eschenbach sagt: „Der Hochmut ist ein plebejisches Laster.“

So lebte und wirkte in unsrer Zeit Hans Thoma viele Jahre nur von ein paar Freunden beachtet und geschätzt in der Stadt der Phäaken, bis eine Ausstellung in München mit einemmal die Aufmerksamkeit der Kunstwelt auf

ihn lenkte und seine materiellen Verhältnisse derart verbesserte, daß ihm auch an seinem Wohnorte zahlreiche Verehrer erstanden.

Und so ließ sich gegen Goethe zu der Zeit, wo ers bis zum Minister und berühmtesten deutschen Dichter gebracht hatte, nicht viel mehr einwenden; aber eine unüberbrückbare Kluft liegt zwischen seinem Innern und Frankfurt. Als Werner, der Typus des rechtschaffnen Kaufmanns, Wilhelm Meister nach Jahren wiederseht, ruft er aus: „Wie doch das Faulenzen gedeihet.“ Das Faulenzen, so heißt bei ihm jede Thätigkeit, die nichts einbringt. Was Wilhelm Meister wollte, muß ihm immer unverständlich bleiben. Sogar mit der körperlichen Gewandtheit, die sich Wilhelm inzwischen angeeignet hatte, hat es eine eigne, tiefe Verwandtnis; Wilhelm betrachtete jede Fähigkeit, die in uns liegt, als eine gottgegebne Kraft, die zu entwickeln unsre Bestimmung ist. Mit diesem Pfund hat Goethe gewuchert und dabei, wie er sagt, das vom Vater ererbte Vermögen zusezt; seine Landsleute pflegen es umgekehrt zu halten. Deshalb hat der von den Frankfurtern so hoch verehrte Heinrich Heine sicherlich Recht, wenn er ihnen zuruft:

In Windeln war er einst euch nah; doch jezt
Trennt euch von Goethe eine ganze Welt,
Euch, die ein Flüklein trennt vom Sachsenhäuser.

c



Hypnose und Suggestion

Von Otto von Kinstow



Als die Erscheinungen der Hypnose und der Suggestion in weitem Kreise bekannt wurden, erregten sie solches Aufsehen, daß vorsichtige Gemüter sie in das Reich der Fabel verwiesen, bis sich die Beobachtungen so häuften, daß ihre Thatsächlichkeit nicht mehr bezweifelt werden konnte. Man staunte sie aber an wie ein Wunder, und doch sind sie das in keiner Weise, sondern lassen sich ungezwungen erklären. Um das zu können, müssen wir das Nichtmaterielle oder Metaphysische des Menschen, Geist und Seele, zu ergründen suchen. Wir unterscheiden dabei drei Erscheinungsformen: 1. Geist — spiritus — neschama (hebräisch), 2. Seele — animus — ruach, 3. Leibesseele — anima — nephesch. Diese Einteilung ist uralte; schon im Alten Testament wird sie gebraucht. In unsrer deutschen Bibelübersetzung ist sie aber nicht erkennbar, denn Luther übersetzt neschama mit „Geist“, ruach und nephesch aber beide mit „Seele.“ Nicht als Teile, sondern als unlösbar miteinander verbundene Erscheinungsformen muß man diese drei ansehen, wie wir an einer flackernden Flamme